

Zehn Tage lang wurde mit 15 Mann Epigonen an der Schussenquelle gegraben, die mit uns dort aßen und tranken und zur Mittags- und Vesperzeit wohl am gleichen Platz um die Quelle lagerten, an dem die Ahnen vor Jahrtausenden auch gelegen und getafelt. Was waren aber unsere Küchenabfälle in diesen Tagen? Einige miserable Kalbsrippen, Käserinden, Kartoffelschalen und eine zerbrochene Schnapsflasche – erbärmlich, armselig vor den Renthierziemern und Bärenkeulen, vor den Hunderten von Markröhren und Schädeln, die jene vertilgt! So gab 1866 der Stuttgarter Geologe und Paläontologe Oscar Fraas – seines Zeichens Konservator am Königlichen Naturalienkabinett zu Stuttgart – seiner Achtung vor den altsteinzeitlichen Menschen Ausdruck, deren Lagerplatzabfälle er kurz zuvor in Oberschwaben ergraben hatte.

1866: Oscar Fraas leitet die ersten Ausgrabungen eines Siedlungsplatzes aus der Altsteinzeit

Die Ausgrabungen an der Schussenquelle – Gemeinde Bad Schussenried, Kreis Biberach – des Jahres 1866 waren die ersten, mit wissenschaftlicher Zielrichtung durchgeführten Grabungen zur Altsteinzeit in Mitteleuropa. Sie lieferten wertvolle Belege für die Richtigkeit der damals noch umstrittenen These der Existenz des eiszeitlichen Menschen, indem eine kaltzeitliche Flora und Fauna in stratigraphisch eindeutiger Weise mit zweifelsfrei vom Menschen verursachten Überresten verbunden war. Der Aufmerksamkeit des Schussenrieder Apothekers August Friedrich Valet, der eine Anzahl von Fundstücken aus dem in die Schussenquelle eingetieften Drainagegraben barg und an das Stuttgarter Naturalienkabinett übersandte, ist zu verdanken, daß der Fundplatz bekannt wurde und wissenschaftlich bearbeitet werden konnte. In Stuttgart erkannte Oscar Fraas nicht nur die offensichtlich paläontologische, sondern – da die gefundenen Rentierreste eindeutige, vom Menschen verursachte Bearbeitungsspuren aufwiesen – vor allem die prähistorische Bedeutung der Fundstelle und leitete umgehend die erste altsteinzeitliche Ausgrabung Mitteleuropas in die Wege.

Nach Beendigung der insgesamt zehntägigen Grabungsarbeiten erfolgte eine prompte Vorstellung der erzielten Ergebnisse. So hielt Fraas am 4. Oktober 1866 in Heilbronn auf der 21. Generalversammlung des Vereins für vaterländische Naturkunde in

Württemberg einen Vortrag über seine, wenige Tage zuvor abgeschlossene Grabung. Die Niederschrift dieses Vortrages sowie einige ähnliche Aufsätze von Oscar Fraas bildeten die Publikationen zum Fundplatz Schussenquelle. Eine Gesamtvorlage des Fundmaterials war für die damalige Fragestellung nicht erforderlich und unterblieb daher. Die aus damaliger Sicht vorrangige Aussage war untermauert, denn – wie Fraas zu Recht schrieb – war erwiesen: *Daß vor unsern historischen Zeiten eine Periode der Gletscher und des Eises unsere Breitengrade charakterisiert. In dieser Eiszeit lebte schon der Mensch.*

Aufgrund der besonderen Stellung, die der Fundplatz innerhalb der damaligen Urgeschichtsforschung einnahm, waren zahlreiche Museen des In- und Auslandes an Belegstücken interessiert. Bei einer Neubearbeitung der Fundstelle im Rahmen meiner Dissertation konnten mehr als 20 verschiedene Sammlungen mit Funden aus der Schussenquelle ausfindig gemacht werden. Aber nicht nur deshalb hat sich die Anzahl der Fundstücke im Stuttgarter Museum für Naturkunde, dem früheren Naturalienkabinett, gegenüber 1866 deutlich verringert. Besonders die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges haben in der Stuttgarter Hauptsammlung Materialverluste nach sich gezogen. Dennoch ist diese Sammlung nach wie vor die weitaus bedeutendste der Schussenquelle, da ein großer Fundkomplex durch rechtzeitige Auslagerung der Vernichtung entging.

Während innerhalb der Nicht-Ren-Fauna kaum Materialverluste festzustellen waren, zeigte sich, daß besonders die Rentierreste dezimiert wurden. Trotz allem blieb eine ausreichende Anzahl derselben erhalten, um eine genauere Untersuchung lohnend erscheinen zu lassen. Offensichtlich hatte man eine schon vor der Auslagerung getroffene Auswahl von Rentiermaterial – vielleicht die Stücke eines besonders gut erhaltenen Fundkomplexes – zusammen mit allen übrigen Funden ausgelagert. Demzufolge ist die Rentierfauna der Schussenquelle durchaus auch heute noch aussagerelevant.

Eiszeitliche Tierwelt in einer Seen- und Sumpflandschaft

Die am Jägerlager gefundenen Überreste des Rentieres überwiegen deutlich und stammen von mindestens 44 Individuen, wobei aber sicher ist, daß diese Zahl deutlich zu niedrig liegt. Die Überreste



Apotheker August Friedrich Valet aus Schussenried (1811–1889).



Oscar Fraas (1824–1897) – Konservator am Königlichen Naturalienkabinett zu Stuttgart.

der übrigen Tierarten entsprechen weitgehend den schon von Oscar Fraas ermittelten sogenannten Mindestindividuenzahlen. Demnach stammen die Reste von mindestens drei Wildpferden, deren Rasse dem heutzutage nur noch in Zoos vorkommenden Przewalski-Pferd (Wildpferd Zentralasiens) am nächsten kommt. Des weiteren wurden mindestens drei Elche, zwei Vielfraße, zwei Braunbären und je ein Wolf, Rotfuchs und Eisfuchs am Fundplatz zur Strecke gebracht bzw. woanders erlegt und dorthin transportiert. Ferner dienten mit Singschwan, Spießente und einer Gänseart verschiedene Wasservögel zur Bereicherung der Mahlzeiten. Die Gesamtheit des Artenspektrums ist hinsichtlich ökologischer Fragestellungen von Bedeutung, da Rückschlüsse auf die Beschaffenheit des damaligen Naturraumes möglich sind. Die ökologischen Ansprüche der vertretenen Säugetierarten an ihren Lebensraum lassen sich wie folgt vereinfachen:

- Ren – arktische und alpine Tundra bis nordischer Wald
- Wildpferd – offene Grassteppe bis lichte Waldgrenze
- Elch – lichte Wälder; meist an Gewässern oder in Sümpfen

- Vielfraß – arktische und alpine Tundra bis nordischer Wald; oft in Moorgebieten
- Braunbär – Wald bis arktische und alpine Tundra
- Wolf – Tundra – Steppe – Wald, sogenannter Ubiquist
- Eisfuchs – arktische und alpine Tundra bis nordische Waldgrenze
- Rotfuchs – lichter Wald bis Steppe oder arktische und alpine Tundra; oft in Moorgebieten.

Das an der Schussenquelle vorgefundene Artenspektrum spiegelt das Biotop einer späteiszeitlichen Seen- und Sumpflandschaft wider, in der sich die natürlichen Lebensräume der aufgelisteten Tierarten überschneiden. Zum Teil zogen sie auch nur auf ihren jahreszeitlichen Wanderungen hier vorbei. Dies gilt besonders für die Rentiere, deren hoher Anteil in den überlieferten Beuteresten zeigt, daß der Jagdaufenthalt der altsteinzeitlichen Jägergemeinschaft hier speziell auf dieses Tier zugeschnitten war.

Am faunistischen Material existieren verschiedene Kriterien, die Rückschlüsse auf die Jahreszeit zulassen, in der das jeweilige Tier getötet wurde. Da so Anhaltspunkte für den Aufenthaltszeitraum der Jä-



Situationszeichnung der Grabungsarbeiten des Jahres 1866 an der Schussenquelle, bildlicher Eintrag von Oscar Fraas in dem Grabungstagebuch.

ger am Fundplatz gewonnen werden können, wurden am Rentiermaterial verschiedene Analysen durchgeführt. Die diesbezüglichen Kriterien an den Geweihen – Stadium im jährlichen Zyklus – deuten neben Aufhalten im Frühling vor allem auf einen saisonalen Aufenthaltsschwerpunkt im Spätsommer/Frühherbst an der Schussenquelle hin. Auch die verschiedenen Analysen an den Rentierzähnen, z. B. die Stadien des Zahndurchbruchs an den Kiefern sehr junger Kälber, weisen jeweils in die letztgenannte Zeitspanne. Anhaltspunkte für Aufenthalte während anderer Jahreszeiten fehlen.

Rengeweih als wichtiger Rohstoff – aus Geweihspänen werden Geschosspitzen

Das Rentier wurde vom altsteinzeitlichen Menschen in mehrfacher Hinsicht besonders geschätzt. In erster Linie diente es – wie andere Tiere auch – der Versorgung mit den verschiedensten Nahrungsmitteln tierischer Herkunft wie Fleisch, Mark, Mageninhalt und anderem. Darüber hinaus lieferten die Rentiere den seinerzeit überaus wichtigen Rohstoff Geweih, der zur Geräteherstellung verwendet wurde.

Als Jagdwaffen dienten damals vor allem die sogenannten Speerschleudern, bei denen die Reichweite

und Durchschlagskraft der Speere durch eine künstliche Verlängerung des Wurfarmes erheblich verbessert wurde. Besonders für die Herstellung von Projektilen der in solcher Weise verwendeten Speere wurde der Rohstoff Geweih gerne verwendet. Dabei schnitt man mit speziellen Steingeräten, mit den sogenannten Sticheln, aus dem harten äußeren Geweihmaterial längliche Späne heraus, die anschließend zu Geschosspitzen weiterverarbeitet werden konnten. Diese nicht unerhebliche Mühe lohnte sich, da die relativ große Härte bei gleichzeitig starker Elastizität des Geweihmaterials den Anforderungen an Projektilbewehrungen in besonderem Maße gerecht wird. Wie die Versuche einiger dänischer Archäologen mit nachgebauten altsteinzeitlichen Waffen zeigen konnten, ist das für die Zeit namensgebende Material Stein für diesen Zweck weniger gut geeignet, da der harte aber spröde Feuer- oder Hornstein beim Auftreffen auf hartes Material, z. B. Knochen, leicht zerbricht und daher oft nur einmal verwendet werden kann. Geschosspitzen aus Geweih sind aufgrund ihrer Elastizität weit weniger anfällig für eine Zerstörung schon beim ersten Speerwurf.

An den 1866 geborgenen Geweihresten aus der Schussenquelle ist die Technik der Spangewinnung besonders gut nachvollziehbar, was vor allem auf

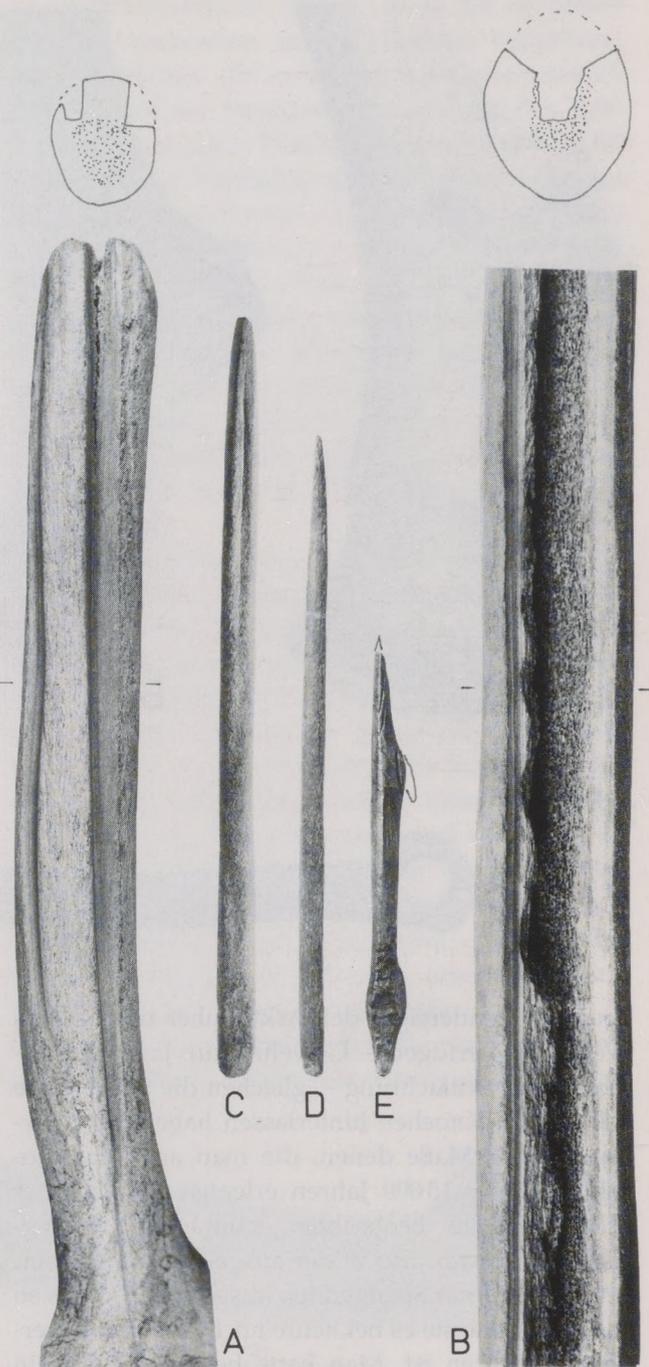
die außergewöhnlich gute Erhaltung auch des organischen Fundmaterials zurückzuführen ist. Um den Span aus dem vollen Geweih entnehmen zu können, wurden zwei parallel zur Längsachse des Geweihs verlaufende Stichelrillen auf dem Geweihschaft angelegt, die durch die kompakte äußere Schicht bis in das poröse Innere – in der Querschnittszeichnung gepunktet dargestellt – eingetieft wurden. Anschließend wurden seitlich des nun erhabenen Spanes Keile aus Geweih oder Knochen in die Spanrinne eingetrieben, so daß sich der Span allmählich vom spongiosen Geweihinneren löste und schließlich als Ganzes herausgehoben werden konnte. Aus den ausgelösten Spänen konnten dann – wie bereits erwähnt – verschiedenartige Geschößspitzen gefertigt werden.

Auch die sogenannten Lochstäbe – Geweihteile mit einem eingeschnittenen Loch, bzw. mehreren Löchern – dienten zur Weiterverarbeitung der ausgelösten Geweihspäne. Die wegen der natürlichen Geweihkrümmung ebenfalls gekrümmten Geweihspäne konnten mittels der Hebelkraft dieser Streckinstrumente begradigt und somit für eine Weiterverarbeitung zur Geschößspitze tauglich gemacht werden. Auch derartige Lochstäbe wurden an der Schussenquelle hergestellt. Die in den verschiedensten Bearbeitungsstadien befindlichen Fundstücke belegen die Vorgehensweise dabei sehr genau und sind somit wertvolle Zeugnisse eines vor 13 000 Jahren beherrschten Handwerks. Man erkennt noch deutlich die Arbeitsspuren der Stichel zum Eintiefen einer grubchenartigen Vertiefung in die äußere Geweihschicht (Stück A). War dies auf beiden Seiten geschehen, konnte das poröse innere Geweihmaterial mit einem dünnen Gegenstand durchstoßen werden (Stück B), bevor das Loch wiederum mit dem Stichel auf die erforderliche Weite ausgedehnt und gleichmäßig rund gestaltet wurde (Stück C, unteres Loch).

Spuren an Knochen bezeugen das Schlachten und Zerlegen der Rentiere

Verarbeitungsspuren an Knochen aus archäologischen Fundplätzen können – bei guter Materialerhaltung – Auskunft über die Art und Weise der Jagdbeuteverwertung geben. Die Quellengattung Knochen gewinnt daher seit einigen Jahren innerhalb archäologischer Arbeiten zunehmend an Bedeutung.

Speziell amerikanische Wissenschaftler beobachteten, wie die Rentierschlachtung bei heute lebenden Eskimogruppen der Arktis vonstatten geht, und zeichneten Lage und Aussehen der auf den Kno-



Werkstücke (A, B) und Endprodukte (C–E) der an Rentiergeweih ausgeführten sog. Spangewinnungstechnik (Maßstab 1:1).

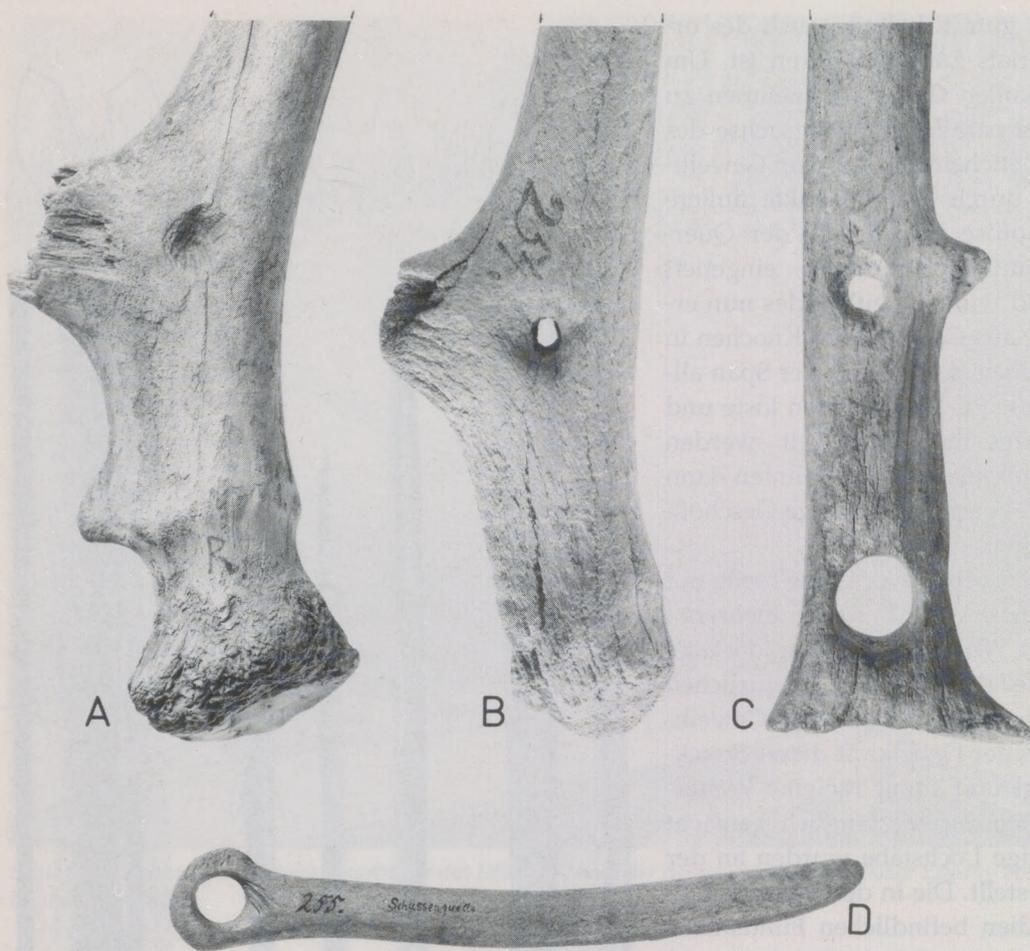
A – Geweihstück mit freigelegtem Span (s. Querschnitt).

B – Abfallstück mit bereits ausgelöstem Span (s. Querschnitt). In der Mitte (links) sind Abdrücke der einst eingeschlagenen Keile zu sehen.

C+D – aus Geweihspänen gefertigte Geschößspitzen.

E – aus einem Geweihstück gefertigte Harpune (Beschädigung zeichnerisch ergänzt).

chen zurückgebliebenen Spuren von Schnitten und Schlägen genau auf. Viele der Zerlegungsspuren an Knochen aus archäologischen Fundplätzen sind auf diese Weise interpretierbar geworden. Obwohl die



Werkstücke
(A–C [oberes Loch])
und Endprodukte
(C [unteres Loch]+D)
der Lochstabherstellung
aus Rentierge-
weih (A–C = Aus-
schnitte im Maßstab
1 : 1; D = komplettes
Gerät im Maßstab
1 : 2).

heutigen Rentierjäger der Arktis über moderneres Werkzeug verfügen – Gewehre zur Jagd, Metallmesser zur Schlachtung –, gleichen die Spuren, die sie auf den Knochen hinterlassen haben, oft in erstaunlichem Maße denen, die man auf den Knochen der vor 13000 Jahren erlegten Rentiere der Schussenquelle beobachten kann. Die Rentierschlachtung war also in der ausgehenden Altsteinzeit, obwohl mit Steingeräten ausgeführt, bereits so vollendet, wie sie es bei heute noch lebenden Jägergemeinschaften ist. Man hatte bereits damals ein kaum noch zu steigerndes Maß an Effektivität erreicht. Verschiedene durch scharfkantige Hornsteinklingen verursachte Schnittspuren am Knochenmaterial der Schussenquelle belegen die folgenden Arbeitsgänge: Häutung, Trennung der einzelnen Knochen voneinander sowie die Ablösung des Fleisches von den Knochen. Als letzter Arbeitsgang an den erbeuteten Rentieren wurden die Röhrenknochen geöffnet, um das darin enthaltene Mark entnehmen zu können.

Besonders beim Oberarmknochen des Rentieres ist die Vorgehensweise bei der Markgewinnung gut nachvollziehbar und erfolgte – vor 13000 Jahren wie auch heute noch bei arktischen Jägervölkern –

immer nach dem gleichen Schema. Lage und Gestalt der festzustellenden Schlagspuren belegen, daß das untere Ende dieses Knochens mit einer bestimmten Seite auf einen feststehenden Amboßstein gelegt wurde, während mit einem spitzen Stein auf die gegenüberliegende Seite aufgeschlagen wurde. Auf diese Weise wurde das untere Gelenkende vom Rest des Knochens abgetrennt. Das obere Gelenkende wurde durch einfaches Abschlagen mittels eines in der Hand gehaltenen Steines entfernt. So blieb das mittlere Röhrenstück dieses Knochens erhalten, aus dem das Mark mit einem Stock oder einem ähnlichen Gegenstand herausgeschoben werden konnte.

Neben den Spuren auf den einzelnen Fundstücken belegt auch die am Fundplatz festzustellende Häufigkeit der verschiedenen Skelettelemente zueinander, daß es sich bei dem Fundmaterial der Schussenquelle um die zurückgebliebenen Überreste eines mehrfach aufgesuchten Jagdlagers handelt. Die in unmittelbarer Umgebung der Fundstelle erlegten Rentiere wurden sofort zerlegt und vollständig verwertet. Die geringe Repräsentanz bestimmter Skeletteile läßt den Schluß zu, daß unter anderem ein Trockenfleischvorrat für den bevorstehenden Win-

ter angelegt wurde, wie es aus völkerkundlichen Vergleichen bekannt ist. Eine Vorratshaltung war für die damaligen Menschen von zentraler Bedeutung und fester, organisatorisch notwendiger Bestandteil einer hoch entwickelten Jägerkultur, wie sie in der jüngeren Altsteinzeit ausgeprägt war. Nur am Rande sei an die berühmten Kunstwerke jener Zeit erinnert wie z. B. die Höhlenmalereien in Südwestfrankreich (Lascaux), die das hohe Maß kulturellen Schaffens dieser jägerischen Gemeinschaften veranschaulichen.

*Steinwerkzeuge aus grauem Hornstein –
Alter der Funde: 12 500–13 000 Jahre vor heute*

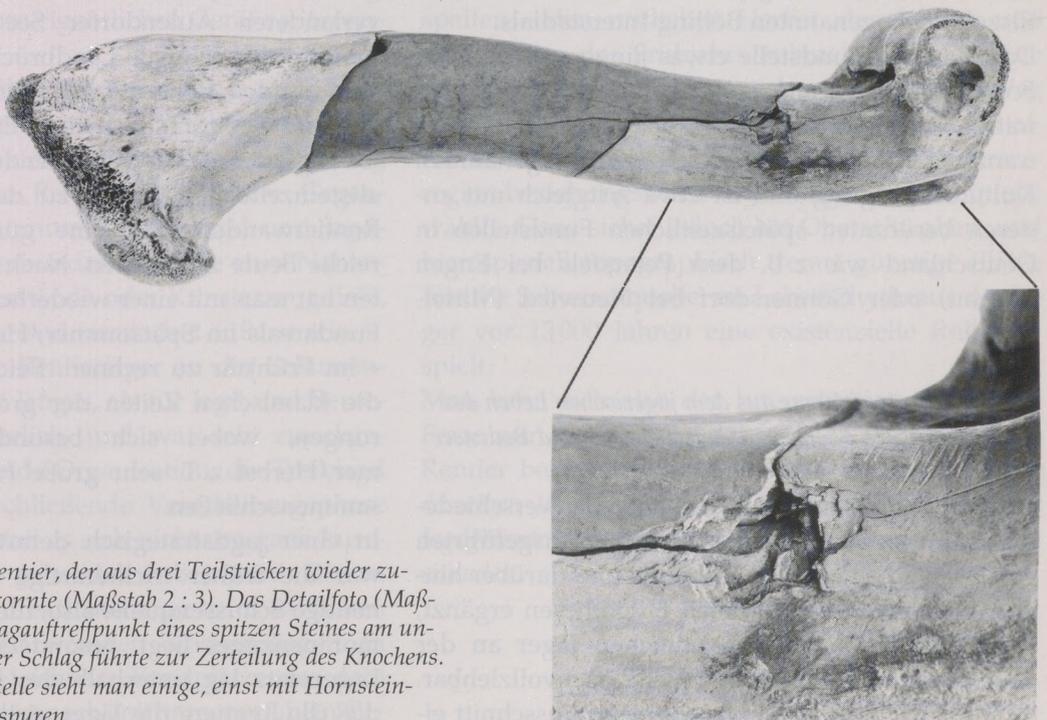
Wenn über altsteinzeitliche Fundplätze berichtet wird, stehen die gefundenen Geräte aus Stein meist im Vordergrund, ja oft sind sie sogar das einzige, was erwähnt wird. Dies liegt zum Teil daran, daß die Geräte aus Stein oftmals die einzig erhaltenen Fundstücke einer solchen altsteinzeitlichen Lagerstelle sind. Die übrigen und einst sicher vorhandenen Funde aus organischen Materialien sind im Laufe der Jahrtausende der Zersetzung anheim gefallen und für immer verloren.

Wie bereits erwähnt, ist das an der Schussenquelle bei Bad Schussenried glücklicherweise nicht der Fall. Daher sollen die Steingeräte hier nicht in den Vordergrund der Betrachtung gerückt werden und diesbezüglich einige kurze Anmerkungen genügen. Über 90 % der am Fundplatz selbst angefertigten Steingeräte bestehen aus einem grauen Hornstein

des oberen Weißjuras, wie er z. B. in der Albregion natürlich vorkommt. In der direkten Umgebung des Fundplatzes gibt es ein solches Gestein jedoch nicht, so daß der Steingeräterohstoff von den Rentierjägern aus einer Mindestentfernung von 30–50 km mit an den Fundplatz gebracht wurde. Die aus Stein gefertigten Geräte – 11 Rückenmesser, 7 Stichel, 4 Kratzer, 2 Bohrer u. a. – entsprechen dem für diese Zeit typischen Formenspektrum. Darüber hinaus betonen die häufig vorkommenden Rückenmesser – als steinerne Einsätze in Geschößspitzen verwendet – und die Stichel – vor allem zur Geweihbearbeitung eingesetzt – den funktionalen Aspekt des Jägerlagers: Jagd und direkte Nutzbarmachung der tierischen Rohstoffe, einschließlich des Geweihs.

Eine Möglichkeit, um einen Fundplatz wie die Schussenquelle zeitlich einordnen zu können, bietet die sogenannte Radiokarbonmethode. Über den zeitlich bekannten Zerfall des Kohlenstoffisotops ¹⁴C kann das Alter eines Knochens, Geweihs oder auch anderer organischer Materialien bestimmt werden. Aus dem Fundmaterial der Schussenquelle wurden vier solche Daten erstellt: eines aus Rengeweih, zwei aus Rentierknochen und eines aus einem Holzkohlestück, das in einer von Fraas 1866 ausgestochenen Sedimentscholle vorgefunden wurde. Die vier Daten streuen etwa von 12 500 bis 13 000 vor heute und geben so eine Vorstellung vom ungefähren Alter der Fundstelle.

Des weiteren bestätigen Vergleiche von Funden aus der Schussenquelle mit dem Fundgut anderer be-



Oberarmknochen vom Rentier, der aus drei Teilstücken wieder zusammengesetzt werden konnte (Maßstab 2 : 3). Das Detailfoto (Maßstab 2 : 1) zeigt den Schlagauftreffpunkt eines spitzen Steines am unteren Knochengelenk. Der Schlag führte zur Zerteilung des Knochens. Rechts oberhalb dieser Stelle sieht man einige, einst mit Hornsteinklingen erzeugte Schnittspuren.



Eine Rentierherde passiert einen Engpass zwischen zwei Seen in Alaska. Eine vergleichbare Geländesituation eröffnete den Jägern der späten Eiszeit an der Schussenquelle die Möglichkeit, Jahr für Jahr im Herbst eine große Anzahl Rentiere zu erlegen.

kannter Fundstellen ein solches Alter, wobei die einzige Harpune des Fundplatzes besonders aussage-relevant ist. Auch die Tatsache, daß der Elch – der im späteiszeitlichen Oberschwaben erst bei einsetzender Bewaldung vorstellbar ist – im Faunenspektrum bereits mehrfach vertreten ist, bestätigt die Zuweisung der Fundschicht in den Beginn einer ersten Erwärmungsphase am Ende der letzten Eiszeit des sogenannten Bölling-Interstadials.

Damit ist die Fundstelle etwas jünger, als von der Forschung bisher angenommen wurde. Sie fällt somit in die Hauptausbreitungsphase der nach einem französischen Fundplatz «Magdalénien» genannten Kulturausprägung und ist etwa zeitgleich mit anderen berühmten späteiszeitlichen Fundstellen in Deutschland wie z.B. dem Petersfels bei Engen (Hegau) oder Gönnersdorf bei Neuwied (Mittelrhein).

Eine Momentaufnahme aus dem jägerischen Leben des späteiszeitlichen Menschen zwischen Alb und Bodensee

Wenn man die einzelnen Aussagen der verschiedenen, am archäologischen Material ausgeführten Analysen zu einem Bild verbindet und darüber hinaus mit einigen begründeten Hypothesen ergänzt, wird das Treiben der eiszeitlichen Jäger an der oberschwäbischen Schussenquelle nachvollziehbar. So füllt sich zumindest ein winziger Ausschnitt ei-

ner lange zurückliegenden Epoche der Urgeschichte wieder mit Leben.

Wenn man die topographischen Verhältnisse der Fundplatzumgebung auf späteiszeitliche Gegebenheiten überträgt, so wird deutlich, daß die Fundstelle an einer jagdstrategisch außerordentlich günstigen Position liegt. Zwischen dem seinerzeit viel größeren Ur-Federsee und dem heute fast völlig verlandeten Aulendorfer See bildete die Endmoräne eine schmale Landbrücke, die von zyklisch wandernden Rentierherden offenbar stets wiederkehrend genutzt wurde. Eine derartige, als Zwangspassage zu verstehende Engstelle bot den altsteinzeitlichen Jägern zu den Jahreszeiten der Rentierwanderungen eine günstige Gelegenheit, reiche Beute zu machen. Nach den saisonalen Daten hat man mit einer wiederholten Besiedlung des Fundareals im Spätsommer/Herbst und – seltener – im Frühjahr zu rechnen. Beide Jahreszeiten sind die klassischen Zeiten der großen Rentierwanderungen, wobei sich besonders im Spätsommer/Herbst z.T. sehr große Herdenverbände zusammenschließen.

In einer jagdstrategisch derart günstigen Region war die früher trichterartige Geländemulde, die heutige Schussenquelle also, die innerhalb des Endmoränenzuges liegt, besonders gut geeignet. Der Lagerplatz lag unterhalb des Moränenkamms, so daß die Rentiere die Jäger nicht zu früh bemerken

konnten. Die Jäger hingegen hatten die Möglichkeit, vom nahegelegenen Moränenkamm weite Teile der damals offenen Landschaft zu überblicken und so die potentielle Jagdbeute frühzeitig zu erspähen. Auch der seinerzeit am Fundplatz vorhandene Tümpel war ausschlaggebend für die Niederlassung der Jäger, da Wasser in Zusammenhang mit der Verwertung von zahlreich anfallendem, getötetem Wild eine wichtige Rolle spielte. Man hat zu bedenken, daß nur ein kleiner Teil der einst hier zurückgelassenen Gegenstände bei der Ausgrabung gefunden wurde. So sind aufgrund der unterschiedlichen Erhaltungsbedingungen alle Jagdbeutereste vergangen, die nicht in den eben erwähnten Tümpel gelangt sind, sondern anderswo in der hiesigen Aktivitätszone abgelagert wurden. Der relativ hohe Anteil von Jungtieren innerhalb der Jagdbeute legt nahe, daß Treibjagden stattgefunden haben, wie sie aus völkerkundlichen Vergleichen anderer Järgemeinschaften belegt sind. Da sich derartige Jagdpraktiken von einer Familie kaum wirkungsvoll anwenden lassen, müssen größere organisierte Zweckgemeinschaften hier gemeinsam Teile der vorbeiziehenden Rentierherden erbeutet haben. Die Rentiere wurden im Anschluß daran sofort verwertet.

Gerade beim Verlassen des Jagdlagers dürften die Transportkapazitäten durch die neu erworbenen Güter – Nahrungsmittel, Felle u. a. – derart ausgelastet gewesen sein, daß ein Transport der ganzen Geweihe unpraktisch war. Daher erzeugte man aus den Geweihen bereits am Jagdlager das leicht transportable Halbfabrikat Geweihspan, das man an anderer Stelle zum eigentlichen Gerät weiterverarbeitete.

In der starken Dominanz der mit der Jagd und der Beutezerlegung verbundenen Gegenstände im Fundgut offenbart sich die spezielle Ausrichtung des Lagers auf die Rentierjagd. Andere Gegenstände, die nicht unmittelbar mit Jagd und Jagdbeuteverwertung verbunden sind wie etwa Nähnadeln, Schmuckgegenstände oder Kunsterzeugnisse, fehlen gänzlich oder sind zumindest äußerst selten. Der Aufenthalt der Rentierjäger an der Schussenquelle dauerte nicht länger, als für Jagd und Beuteverwertung erforderlich, und war rein zweckgebunden. Vorbereitende Organisation, die Treibjagd selbst und die anschließende Verarbeitungsphase brauchten Zeit, so daß es sich nicht um ganz kurzfristige Aufenthalte gehandelt haben wird. Die zu veranschlagende Aufenthaltsdauer wird zwischen mehreren Tagen und wenigen Wochen liegen. In Anlehnung an vergleichbare Fundplätze aus dem Pariser Becken ist demnach mit transportablen Be-

hausungen in Form von kleinen Stangenzelten zu rechnen. Wie Holzkohlereste und Feuerspuren an Steinplatten zeigen, brannten an der Schussenquelle u. a. mit Weidenholz beschickte Feuer. Nach vollendeter Arbeit am Jagdlager und nach der Aufteilung der erworbenen Lebensmittel und Rohstoffe hat sich die Zweckgemeinschaft wohl in der Weise aufgespalten, wie sie zusammengekommen war, so daß die verschiedenen Familien wieder ihre eigenen Wege gehen konnten.

Die Frage, aus welcher Region die Menschen dieser Zweckgemeinschaften kamen bzw. in welche Richtung sie gingen, kann nicht sicher beantwortet werden. Das Rohmaterial der Steingeräte belegt aber, daß zumindest einmal eine Gruppe von Jägern aus dem Bereich der Schwäbischen Alb an die Schussenquelle kam, um dort zu jagen. Innerhalb der Albregion sind die Fundstellen der späten Altsteinzeit besonders häufig und darüber hinaus gut erforscht, so daß sich folgendes Modell anbietet.

Die Täler der Schwäbischen Alb waren in der warmen Jahreszeit von kleinen Gruppen bewohnt, die sich hier aus dem sommerlichen Nahrungsangebot der vielgestaltigen Landschaft versorgen konnten, wie die gemischte Jagdbeute der dortigen Fundplätze belegt. Gegen Ende der warmen Jahreszeit trafen sich Angehörige dieser Kleingruppen in Oberschwaben und betrieben gemeinschaftliche Treibjagden auf Teile der vorüberziehenden Rentierherden. Die Jagdbeute nutzte man gründlich aus und zog alsbald mit den erworbenen Ressourcen eventuell in die Region westlich des Bodensees, wo man – vielleicht wieder in Kleingruppen aufgespalten – den restlichen Herbst, den Winter und den Anfang des Frühjahrs zubrachte. Im Verlaufe des Frühjahrs machte man sich wieder auf den Weg in die Albregion, wobei man in dieser Jahreszeit offenbar nur sporadisch die Route über die Federseeregion beziehungsweise die heutige Schussenquelle wählte. Ganz sicher jedoch hat Oberschwaben, und hier speziell topographisch derart günstige Plätze wie die Schussenquelle, im Lebensrhythmus der Jäger vor 13000 Jahren eine existenzielle Rolle gespielt.

Man kann sich also der Interpretation von Oscar Fraas nur anschließen, der vor 125 Jahren auf das Rentier bezogen postulierte: *Daß gerade die Menge derselben Jäger aus der Ferne anzogen und die fetten Jagdgründe dieselben zur Ansiedlung an der Schussen einluden.*



Lebensbild der Rentierjäger an der Schussenquelle. Im Hintergrund ist links der Aulendorfer Eisstausee und rechts der Urfedersee angedeutet, zwischen denen die Hügelkette der Endmoräne verläuft (Blick nach Westen). Im Vordergrund links ist der kleine Tümpel am Fundplatz zu sehen, aus dessen Sediment Oscar Fraas 1866 die Funde bergen konnte. Die Rentierjäger halten sich neben dem Tümpel auf einer Terrassenstufe, wenige Meter unterhalb der Moränenanhöhe, auf. So können sich die Jäger vor den Rentieren, die auf ihrer jahreszeitlichen Wanderung den Engpaß zwischen beiden Seen passieren, verbergen.

LITERATURAUSWAHL:

Fraas, Oscar: Die neuesten Erfunde an der Schussenquelle bei Schussenried. Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 23, 1867, S. 48–74.

Schuler, Alfred: Die Schussenquelle – Eine Freilandstation des Magdalénien in Oberschwaben. Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg (erscheint voraussichtlich 1992).

Leserforum

Sehr geehrter Herr Kapff, Sie haben im letzten Heft der «Schwäbischen Heimat» in Ihrem Beitrag «Archäologie und Archäologen am Federsee zwischen den Weltkriegen» auch meinen Vater Peter Goessler erwähnt. Dabei ist Ihnen ein – aus meiner Sicht gravierender – Fehler unterlaufen: Peter Goessler war nie Mitglied der NSDAP!

Mit freundlichem Gruß – Fredegund Engler geb. Goessler, Stauffenbergstraße 91, 7400 Tübingen